

# Klaus Meiß: Identität und Aspekte der Biografiearbeit

## Identitätsentwicklung

Von Identität sprechen wir heute im Alltag etwa, wenn die Identität einer bestimmten Person etwa durch den Personalausweis (im Englischen „*identity card*“) festgestellt wird (amtlich heißt das bei uns „Identitätsfeststellung“). Das passt genau zur Herkunft des Begriffes (für das Lateinische „derselbe“): jemand unterscheidet sich von anderen. Bei Menschen geht es also um das, was den einen vom anderen unterscheidet. Das lässt sich dann an einer Vielzahl von Merkmalen beschreiben (z. B. Aussehen, Sprache, Verhalten, Fingerabdrücke, DNA).

Während die DNA eines Menschen von Anfang an unverwechselbar und einzigartig ist, verändern sich etwa das Aussehen und das Sprachverhalten im Laufe des Lebens ständig. Und auch die Persönlichkeit eines Menschen unterliegt einem Wandel, wird etwa im Laufe der Kindheit immer selbständiger, distanziert sich in der Jugendzeit mehr und mehr von den Eltern und vollzieht so die geistige Reifung.

In Bezug auf die Identität spricht man von Identitätsentwicklung, die vom Säugling an beginnt und im Grunde nie endet. Folgt man den Vorschlägen von Montada und Oerter (2002), so beschreibt Identitätsentwicklung den Prozess der Selbsterkenntnis und der Selbstgestaltung. Dabei geht es von Anfang an um Prozesse des Zugehörens (als Kind gehört man zu einer Familie, später zu einem Freundeskreis) und des Abgrenzens (das Kind gehört eben nicht zur Nachbarsfamilie, wählt seine Freunde selbst aus etc.). Die Heranwachsenden werden nicht einfach nur „geprägt“ oder „sozialisiert“, sondern sie wirken aktiv mit, wenn sich ihre Identität herausbildet. Die Heranwachsenden erkennen die an sie gestellten Erwartungen, reflektieren diese und lehnen sie ab oder nehmen sie an.

Im Verlauf ihres Lebens entscheiden sich Menschen bewusst für Merkmale oder Erwartungen einer Gruppe, das kann klassisch die Familie sein. Ist die etwa begeistert von einem bestimmten Sportverein oder einer politischen Partei, kann das anstecken und übernommen werden, Heranwachsende können aber auch ganz eigene Akzente – mitunter in bewusster Abgrenzung von den Eltern setzen. Ähnlich ist es bei der religiösen Sozialisation, Jugendliche können einen eigenen Weg gehen und sich gegen Gottesdienstbesuche entscheiden. Sie können aber auch bewusst einen religiösen Weg wählen.

Ähnlich setzen sich Jugendliche mit den Erwartungen der Dorfgemeinschaft oder des städtischen Lebensumfeldes, aber auch mit der christlichen Gemeinde auseinander. Immer wieder spielen dabei beeindruckende Persönlichkeiten wie Eltern, Lehrer, Pastoren, Jugendreferentinnen, Trainer, Sportler oder Entertainer eine große Rolle. Jugendliche haben ihre „Idole“, ahmen „Stars“ nach usw. Für die Identitätsentwicklung ist aber auch die Gemeinschaft, in der sich Menschen bewegen, von Bedeutung. So kann eine Klassengemeinschaft den einzelnen fördern, sie kann ihn aber auch in extremen Fällen durch Mobbing in seiner Entwicklung hemmen.

Für die Ausbildung eigener Identität spielen auch die Geschichten eine Rolle, die die Eltern ihren Kindern aus ihrem Leben erzählen. So bleiben Erinnerungen präsent, werden später als Teil der eigenen Lebensgeschichte erinnert. Manchmal verändern sich diese Geschichten im Laufe des Lebens auch, wir können das durchaus eine Konstruktion nennen.

Für jede Generation scheint es auch Geschichten zu geben, in der sich alle wieder finden. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Geschichten aus den Bombennächten, der Vertreibung, der Nachkriegszeit solche Geschichten, in der sich viele jeweils wiederfinden konnten. Später waren es die Geschichten vom Wiederaufbau oder von den gesellschaftlichen Veränderungen am Ende der 1960er Jahre. Auch die Erfahrungen mit der Ölkrise Anfang der 1970er Jahre brachten wie die Wende in der DDR viele kleine Geschichten hervor, in denen sich viele wiederfinden. All diese Geschichten schaffen Identität.

Auch für die religiöse Entwicklung sind Erzählungen wichtig, das Christentum ist auch eine Erzählgemeinschaft, die Bibel ist auch ein Buch voller Geschichten, die sich mit unserer eigenen Geschichte verbinden können.

Neben diesen Geschichten der engsten und der umfassendsten Gemeinschaft darf der Einfluss von solchen Gemeinschaften nicht vergessen werden, denen man sich freiwillig anschließt, das kann etwa der Sportverein sein. Das kann aber auch eine Jugendgruppe sein, etwa der Teenkreis oder die Jugendgruppe einer Gemeinde. Das ist auch unsere Erfahrung am MBS: Bei der Identitätsfindung der Studierenden am MBS spielen nicht nur die Lehrenden eine wichtige Rolle. Gerade die Gemeinschaft der Studierenden in all den verschiedenen Lebensbezügen an unserer Ausbildungsstätte unterstützt den Identitätsfindungsprozess nachhaltig, soweit das jede und jeder zulässt.

Neben den unmittelbaren Bezugsgruppen spielt darüber hinaus die weitere Gesellschaft eine Rolle. Während früher vermutlich die Anpassung an Traditionen der eigenen Familie, des Dorfes, der Nation oder der Kultur die Möglichkeiten der „Selbstgestaltung“ eher eingeengt hat, hat sich diese Selbstverständlichkeit heute fast ganz verloren. Genauer wird man feststellen müssen, dass Traditionen bewusst aufgegeben worden sind. Vielfach kann man diesen Prozess auch als Befreiung von Bevormundung beschreiben.

Dazu kam die kritische Auseinandersetzung mit der Verherrlichung von „Helden“, die vor 1945 auch in Deutschland typisch gewesen ist. Zwar haben die Lehrpläne nach 1945 nach „positiven“ Gestalten gesucht, aber insgesamt hat man sich insbesondere nach 1968 von allen Personalisierungen bewusst abgewendet (Lindner 2007: 101). Mit allen Personen des öffentlichen Lebens und der Geschichte setzt man sich kritisch auseinander. Dadurch hat man den Jugendlichen aber Möglichkeiten zur Identifikation genommen.

Die Auseinandersetzung, ja zeitweise der Kampf gegen Vorbilder hat zur Verunsicherung geführt. An wem sollen sich Heranwachsende orientieren? Woher kommen die Impulse für die Identitätsentwicklung? Natürlich gibt es Menschen, die bei dieser Lage beim Individuum landen und sich selber und dem Heranwachsenden vorstellen, er solle seine eigene Identität ausbilden, die in ihm verborgen liege. Pädagogische Konzeptionen sind an verschiedenen Orten probiert und propagiert worden, manche schrille Selbstvorstellungen waren schließlich das Ergebnis. Meistens hat man am Ende eingestehen müssen, dass Kinder und Jugendliche eben doch nach Orientierung suchen, manchmal auch verschämt manch verbrämte Gestalt nutzen.

Der Aufschwung von Biografien sowohl auf dem Buchmarkt als auch in den Medien zeigt ein großes Bedürfnis nach Biografischem. Das lässt sich auch an den letzten Shellstudien zeigen, in denen auch nach der Bedeutung von Vorbildern gefragt wird. Stellte man zwischen 1955 und 1996 einen rückläufigen Trend fest, so sagten 30% der Jugendlichen in der 2000er Shellstudie, dass Vorbilder für sie wichtig wären, während es 1996 nur 16 % waren. Noch größer war die Resonanz bei den 15-17jährigen mit 36%, während die Zahl bei den älteren Jugendlichen entsprechend schwächer erscheint (Lindner 2007:36). Diese wenigen Zahlen lassen sich mit anderen Studien stützen, die ebenfalls das Interesse an Vorbildern zeigen. Fast gleichzeitig hat auch unter Didaktikern ein Umdenken eingesetzt, die dem Biografischem für Heranwachsende einen Wert bei der Subjektwerdung zumessen.

Jede und jeder muss auch heute seine eigene Identität finden und irgendwie zur Schau stellen. Das geschieht schon lange durch Kleidung, Haarschnitt oder Schmuck, dazu kommen heute Piercings und Tattoos. In manchen Szenen scheint man der Devise zu folgen: Je schriller, desto besser.

### **Lernen am Modell und Biografielernen**

Die Heldeneuphorie früherer Jahre ist nach den Stürmen des Zweiten Weltkriegs in Mitteleuropa diskreditiert worden. An die Stelle personenorientierter Geschichtsschreibung hat man sich den Kollektiven zugewendet, die Sozial- und Strukturgeschichte erschloss neue Aspekte der Geschichtsbetrachtung und brachte neue Zusammenhänge ans Licht (Lindner

2007: 63f.). Aber seit den 1990er hat hier ein Umdenken eingesetzt, das zunächst eher indirekt durch das Erscheinen von Biografien auf dem Buchmarkt und dem großen Interesse bei den Lesern angezeigt wurde. Historiker und Lehrer haben gelernt, dass neben strukturellen Momenten eben auch Persönlichkeiten eine große Rolle in der Geschichte gespielt haben. Individuum und Gesellschaft bedingen sich wechselseitig und lassen sich auch im Verstehen und Vermitteln von Geschichte nicht trennen (Lindner 2007:65ff.). Entsprechend entdecken auch Religionspädagogen die Bedeutung von Biografien auch für den Religionsunterricht neu.

Das hat in der Geschichte des Christentums natürlich eine sehr lange Tradition, schon seit den Anfängen orientieren sich Glaubende an Vorbildern. Zunächst richtete sich die Aufmerksamkeit auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens. Bald aber spielen bekannte Figuren wie Petrus oder Paulus eine Rolle, sind es später die Märtyrer als besondere Glaubenszeugen und dann eben solche Geschwister, die durch ihr Leben vorbildlich erscheinen: Gemeindeleiter, Bischöfe, Mönche und sogenannte Heilige.

Unter den vorhandenen Methoden biografischer Vermittlung stand das klassische Vorbild-Lernen im Kreuzfeuer der Kritik der Frankfurter Schule, die jede Erziehung durch Autorität ablehnte und alle Vorbilder unter Generalverdacht stellte. Schließlich konnte zunächst der Begriff des Vorbildes etwas besser geklärt und neu definiert werden. Ein Vorbild ist danach eine Person, deren Leben andere Menschen so beeindruckt, dass diese sich (freiwillig!) mit ihr identifizieren. Lernende müssen sich also von sich aus für die Vorbildlichkeit eines anderen entscheiden. Das lässt sich in Verkündigungsspiel- und Unterrichtssituationen natürlich nicht wirklich planen.

Den didaktisch-methodischen den Untersuchungen von Albert Bandura kommt eine große Bedeutung zu, der das „Lernen am Modell“ untersucht und propagiert hat (Lindner 2007: 91ff.). Wichtig sind besonders seine Erkenntnis, dass Jugendliche selektiv auswählen, was sie von anderen übernehmen, und dass sie dabei reflektieren. Modell-Lernen fordert geradezu zur kritischen Reflexion auf, und das ist ja auch an der Vermittlung von Vorbildern sehr wichtig.

Entstanden ist daraus das biografische Lernen, in dem Menschen sich ihrer eigenen Lebensgeschichte bewusst stellen, sich erinnern, sich selbst reflektieren und ihre Erfahrungen für sich und andere transparent machen. Insbesondere soll es ihnen so ermöglicht werden, ihren Selbstentwurf konkreter zu fassen. Gerade bei Erwachsenen wird dem Erzählen über sich selbst ein breiter Raum geöffnet, das ermöglicht den Teilnehmenden das bessere Verstehen und Aneignen eigener Geschichte, letztendlich aber die Förderung von „Identitätsentwicklung und Subjektwerden des Individuums“ (Lindner 2007: 97f.).

Das hat dann aber auch neu das Interesse für historische Biografien geweckt. Historische Untersuchungen beschäftigten sich auch mit der Frage, wie Personen sich mit den historischen Veränderungsprozessen auseinandersetzten und wie Biografisches dabei den Lauf der Geschichte mitbestimmt hat. Das biografische Lernen in Religionsunterricht nimmt das Interesse an den Biografien anderer auf, „persönliche Sichtweise, Erfahrungen, Gefühle und Interpretationen gesellschaftlicher, historischer und kultureller Gegebenheiten“ werden präsentiert und so zum Unterrichtsgegenstand (Lindner 2007: 97). In Auseinandersetzung mit dem Leben der anderen sollen und können die Lernenden eine eigene Haltung entwickeln und mit anderen vergleichen. Auch hier kann der Austausch mit den anderen aus der Lerngruppe eigene Erinnerungen hervorrufen und zum Überdenken des eigenen Lebensentwurfs und der eigenen Haltung anregen.

Alle skizzierten Lernarrangements fördern die kritische Selbstvergewisserung der jungen Erwachsenen, haben Identitätsentwicklung und Haltung im Blick und sind insofern auch Antwort auf die Herausforderungen bei der Suche nach Identität heute.

## Lebensbuch

Von Jean Paul stammt der Satz: „Wer wissen will, wer er ist, muss wissen, woher er kommt, um zu sehen, wohin er will!“ Mit Biographiearbeit suchen Pädagogen und Therapeuten Menschen zu helfen, sich die eigene Geschichte zu erschließen und vor Augen zu stellen. Das Kennenlernen der eigenen Familiengeschichte, aber auch die Auseinandersetzung mit negativen wie positiven Ereignissen des Lebens sind ein wichtiger Schlüssel zur Identitätsentwicklung.

Besonders für Kinder und Jugendliche kann die Scheidung der Eltern, die Inobhutnahme durch das Jugendamt, der Verlust einer wichtigen Bezugsperson enorme Probleme für die Identitätsentwicklung bedeuten. Ähnliche Probleme können durch traumatische Erfahrungen kommen, wie etwa schwere Krankheiten, Unfälle oder der Tod nächster Menschen. Für Kinder und Jugendliche brechen so Bindungen und Beziehungen weg, die sie gleichsam entwurzeln: Durch die Scheidung gehen die Momente der glücklichen Kindheit verloren, keiner kann die Geschichten über die eigenen Anfänge erzählen, nach denen sich das Kind oder der Jugendliche sehnt.

Als Handwerkszeug kann dann ein Lebensbuch dienen, in dem die eigene Geschichte dargestellt wird. Ähnlich können auch ein Fotos, Filme oder Erinnerungsstücke wirken. Gerade nach traumatischen Trennungen bricht der Zusammenhang mit der eigenen Geschichte auseinander. Aber auch vor einem neuen Lebensabschnitt kann eine Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte hilfreich sein. Dann kann das Lebensbuch anderen und sich selbst erklären, wer jemand ist.

Deshalb setzen Pädagogen auf Biografiearbeit: Die Erinnerungen eines Kindes oder eines Jugendlichen werden zusammengetragen und aufgeschrieben. Einen ersten Rahmen bieten offizielle Dokumente wie die Geburtsurkunde, der Taufschein oder erste Schulzeugnisse und andere Akten. Dazu kommen Fotoalben oder Erinnerungsstücke. Vielleicht sucht man auch Personen auf, die früher eine Rolle gespielt haben wie Erzieherin, Grundschullehrer, Fußballtrainer o.ä. Sie werden interviewt, kennen Geschichten, schöne Erlebnisse usw. So wird die persönliche Geschichte erschlossen und ermöglicht es den Heranwachsenden später, über das eigene Leben Auskunft geben zu können. Damit erhalten Jugendliche einen besonders wertvollen Zugang zur eigenen Person.

Manchmal kann ein Heranwachsender ganz gut selber Auskunft über seine Geschichte geben, hier gibt der Pädagoge Anregungen für das Lebensbuch und gibt dem Jugendlichen Feedback. Manchmal braucht ein Kind oder ein Jugendlicher auch Hilfe durch die pädagogische Fachkraft, die das Lebensbuch mit den Angaben, die sie gut kennen, erstellen.

Gerade Kinder und Jugendliche in der stationären Jugendhilfe müssen mit Brüchen in ihrem Lebensverlauf zu recht kommen. Daher ist es erfahrungsgemäß wichtig, dass der Herkunftsfamilie im Lebensbuch ein möglichst breiter Raum eingeräumt wird, in dem sich die Heranwachsenden ihrer eigenen Geschichte vergewissern können. Aber auch die neue Familie findet hier Aufnahme.

Im Lebensbuch steht dann der Name, das Geburtsdatum und der Geburtsort. Hilfreich kann auch die frühere Adresse sein, Bilder der Wohnung oder der Umgebung, ein paar Ereignisse aus der Zeit mögen den Anfang abrunden. Dann folgen Hinweise zu Geschwistern und Freunden, ersten Spielkameraden, Lieblingsorten und Lieblingsspielen. Dabei dürfen auch nicht Aussagen darüber fehlen, was schwerfiel oder was einst Stress verursachte. Dann folgen die Angaben über Fähigkeiten und Fertigkeiten, Gefühle, Freizeitaktivitäten, Schule usw.

Ziel des Lebensbuches soll es bei Heranwachsenden sein, das Selbstwertgefühl zu stärken und Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Jugendlichen in der Erziehungshilfe kann das Lebensbuch helfen, die eigene Lebenssituation anzunehmen.

Darüber hinaus kann die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte auch an bestimmten Stationen des Lebens Sinn machen, das kann etwa der Eintritt in den Ruhestand sein, wenn man Arbeit und Beruf hinter sich lässt und nun neue Wege geht. Das kann aber auch der Rückblick auf einige Lebensjahrzehnte sein, wenn der gewissermaßen „dran“ ist.

Aber auch die Auseinandersetzung mit einer schweren Krankheit, der Verlust des Partners oder von Kindern kann durch das Zusammentragen der Erinnerungen in einem Lebensbuch münden.

### **Literatur**

- Erik Erikson 1973: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Latschar, Birgit und Irmela Wiemann 2007: Mädchen und Jungen entdecken ihre Geschichte. Praxis und Grundlagen der Biografiearbeit. Weinheim: Juventa.
- Lindner, Konstantin 2007: In Kirchengeschichte verstrickt. Zur Bedeutung biographischer Zugänge für die Thematisierung kirchengeschichtlicher Inhalte im Religionsunterricht. Göttingen: V&R unipress.
- Mohr, Karin und Klaus der Horst 2004: Mein Lebensbuch. Bad Bentheim: Eylarduswerk e.V.
- Oerter, Rolf und Leo Montada 2002: Entwicklungspsychologie. 5., vollständig überarbeitete Auflage, Weinheim: Beltz.